

Norbert Reck

Unsichtbarkeit, Blindheit, Schmerz

|| Überlegungen zur Kontextualisierung schwuler Theologie

Z EHN JAHRE TREFFEN schwuler Theologen in Mesum – das ist fast schon implizit eine Aufforderung zum Rückblick und zum Bilanzieren. Was haben wir erreicht? Was fehlt uns? Wie soll es weitergehen? Ich möchte dazu – ohne die Arbeiten der vergangenen Jahre genauer auszuwerten – einige Beobachtungen und Fragen zum »Stand der Diskussion« mitteilen. Ich weiß schon, dass natürlich diverse einzelne Texte, wie sie auch in der WERKSTATT veröffentlicht wurden, meinem Befund widersprechen; aber vielleicht ist ja trotzdem eine Verständigung über die Grundlinien der Entwicklung möglich.

Als eine Art Motto über all unseren Treffen in Mesum stand von Anfang an ein Satz von Rinse Reeling Brouwer, den er dort bei unserer ersten Zusammenkunft im Oktober 1993 als Teil seines Referats vortrug: »Das Aufkommen einer schwulen Theologie markiert das Ende des Fragens nach dem (biblischen, ethischen, seelsorgerischen) ›Gestattet-Sein‹ der Homosexualität, also das Ende der Rechtfertigung und der Selbstrechtfertigung und das Ende des Zum-Objekt-Machens homosexueller Menschen.«¹ In etwas abgewandelter Form steht dieser Satz bis heute auf der Rückseite jeder WERKSTATT. Der Gedanke ist natürlich richtig, weil nur das Aufhören des Fragens nach dem Gestattet-Sein der Homosexualität einen Weg aus dem apologetischen Lavieren eröffnet.

Allerdings frage ich mich heute, ob es denn wahr ist, dass *wir* (und wer ist »wir«?) diese Frage bereits hinter uns gelassen haben. Ist sie uns nicht sehr viel tiefer eingepflanzt worden, sodass sie uns immer noch und immer

¹ Rinse Reeling Brouwer, Flicker-Theologie, in: M. Brinkschröder (Hg.), Schwule Theologie. Bestandsaufnahme und Perspektiven, Münster 1994, S. 13. – Es ist übrigens sehr anregend und aufschlussreich, diesen Text nach zehn Jahren wieder einmal zu lesen!

wieder heimsucht, uns manchmal zum Wegducken und manchmal zur Apologetik nötigt?² Kann man sie einfach für erledigt erklären, hinter sich lassen? Verkennt man damit nicht den gefährlichen Ernst dieser geistigen Kolonialisierung? Ist das nicht zu »männlich« gedacht: dass man per Beschluss so etwas ablegen kann? So jedenfalls höre ich meine feministischen Freundinnen kritisch zurückfragen.

Und schließlich: Welche Fragen kommen dann, wenn man die Frage nach dem Gestattet-Sein hinter sich gelassen hat? Mein Eindruck ist: Wir haben zwar im Großen und Ganzen aufgehört, uns an den notorischen Bibelstellen und entsprechenden kirchlichen Dokumenten abzarbeiten (und das ist auch gut so!), aber wir sind noch nicht bei uns selbst angekommen. Das heißt: Wir beschäftigen uns mit allerlei theologischen Modellen aus Geschichte und Gegenwart, probieren sie an, schneiden uns auch gelegentlich eigene theologische Fummel, die uns eventuell besser passen – aber es sind im Wesentlichen Gotteslehre, Sakramententheologie, Ekklesiologie etc., also *die durch die Tradition auf uns gekommenen Themenkomplexe*, die unser Nachdenken beanspruchen. Unsere Erfahrungen, Wünsche, Enttäuschungen, Sehnsüchte etc. – der Wurzelgrund für alles Glaubenkönnen – kommen bisher überraschend wenig zur Sprache. Gelegentlich wurde in Mesum schon angemerkt, dass wir auch einmal über Sex reden müssten. Merkwürdig, nicht wahr? Das, was für uns schwule Theologen die uns zusammenführende *differentia specifica* ist, kam bisher kaum zur Sprache. Deshalb meine These: Wir sind noch nicht bei uns selbst angekommen, bei unseren Erfahrungen, bei unserer gegenwärtigen Situation. Wir haben alles Mögliche aus dem uns überkommenen Christentum durchleuchtet und analysiert, aber uns selbst haben wir noch wenig entdeckt, wir haben noch keine Sprache für uns selbst gefunden, *wir haben noch nicht gelernt, uns selbst zu sehen*. Anders ausgedrückt: Die Enteignung unserer selbst durch die diskursbeherrschenden Mächte haben wir noch kaum durchbrochen.

Ich habe schwule Theologie immer in Analogie zur feministischen Theologie betrachtet; manchmal meinte ich, diese beiden Theologien entwickelten sich – zeitlich verschoben – ungefähr parallel. Inzwischen erlaubt der Rückblick auf bisher vorgelegte Arbeiten, auch die Unterschiede zu erkennen. Und einige dieser Unterschiede können für das Projekt schwuler Theologie sehr erhellend sein. Ich möchte das an drei Zusammenhängen verdeutlichen.

² Man könnte hier auch noch einmal nachfragen, ob nicht auch so radikal aussehende Sätze wie »Gott ist schwul« (die mir gefallen und die ich auch aufgegriffen habe – vgl. meinen Text »Abenteuer Gott. Den christlichen Glauben neu denken«, Darmstadt 2003, S. 42) eine apologetische Seite haben.

1. Körperwahrnehmungen

Am Anfang der feministischen Theologie stand ganz wesentlich eine breit geführte Diskussion um die eigenen Körper. Denn ihre Körper erfuhren viele Frauen als das Gebiet, auf welchem Herrschaft über sie ausgeübt wurde. Wissenschaftliche Diskurse und Schönheitsideale in Werbung und Kultur gaben (und geben) an, wie ihre Körper zu sein haben und wie nicht. Gewalt gegen Frauen – etwa Vergewaltigungen – war und ist auch Gewalt gegen Frauenkörper. Überhaupt wurden Frauen über sehr lange Zeit nur in Bezug auf ihre Körperfunktionen wahrgenommen. Ihre Körper sollten Anlagen zur Produktion von Nachwuchs sein, sie sollten Männern Lust bereiten – ihre eigene Lust sollte dagegen keine Rolle spielen. Die entsprechenden Diskurse waren Diskurse über *Minderwertigkeit*. Deshalb ging es zunächst sehr stark darum, sich die eigenen Körper wieder anzueignen, die eigene Körperwahrnehmung nicht länger durch Definitionen und Bewertungen anderer bestimmen zu lassen. In einem frühen Klassiker der Frauengesundheitsbewegung, »Unser Körper – unser Leben«, heißt es deshalb: »Indem wir beginnen, unser körperliches Sein zu verstehen, zu akzeptieren und uns dafür verantwortlich zu fühlen, befreien wir uns von vielen Ängsten und Hindernissen und können unsere bisher verschwendeten Energien sinnvoller einsetzen. Endlich sehen wir uns so, wie wir sind und können dadurch bessere Liebende, bessere Menschen werden: selbstbewusster, autonomer und stärker.«³

Für Schwule sah die Lage zunächst anders aus. Sie unterschieden sich durch ihre Körper nicht von heterosexuellen Männern. Und Männer verstanden sich im Patriarchat nicht primär als Körper, sondern als Geist. Deshalb waren auch Unterdrückungserfahrungen nicht in erster Linie Körpererfahrungen, sondern eher Erfahrungen der Einschränkung gesellschaftlicher Aktionsmöglichkeiten. Entsprechend zielte auch die kirchliche Diskriminierung nicht auf die Körper der Schwulen (die waren ja auch nicht, wie bei den Frauen, eine *differentia specifica*), sondern auf das Verhalten. Und der dazugehörige Diskurs war ein Diskurs über die *Sünde*. Natürlich bedeutet das nicht, dass solche Diskriminierungen und Unterdrückungen keine Auswirkungen auf die Körper hatten – somatische Beschwerden, Tics und sexuelle Schwierigkeiten hat das sicher genug hervorgerufen. Aber das wurde nicht thematisiert und kaum wahrgenommen. Schwule Körper waren zu Beginn der zweiten deutschen Schwulenbewegung seit Anfang der siebziger Jahre noch kaum determiniert – sie waren Körper

³ Boston Women's Health Book Collective (Hg.), *Our Bodies, Ourselves*, New York 1971, S. 36. Die deutsche Ausgabe erschien erstmalig 1980. Zit. nach Michaela Geiger/Stefanie Schäfer-Bossert, Körperkonzepte im Ersten Testament – Aspekte einer Feministischen Anthropologie, in: Hedwig-Jahnow-Forschungsprojekt (Hg.), *Körperkonzepte im Ersten Testament. Aspekte einer Feministischen Anthropologie*, Stuttgart 2003, S. 10-28, hier S. 12.

wie andere Männerkörper auch. Die Konstruktion schwuler Körper fand erst wesentlich später statt, im Zuge der Kommerzialisierung auch der männlichen Sexualität. Seither wurden auch Männerkörper immer mehr zu Orten gesellschaftlicher Festlegungen und Besetzungen. Seither gibt es Bodybuilding als Volkssport, körperbetontes »Outfit« und Magersucht auch für Jungs. Erreicht wurde also – in einer anderen historischen Konstellation natürlich – ein männliches Körperbewusstsein, das in etwa dem weiblichen Körperbewusstsein *vor* dem Feminismus entspricht. Die Schwulen machten dafür die Vorreiter und genossen zumeist erst einmal die neue Körperlichkeit, die ja auch von der Industrie stark gefördert wurde, merkten aber nicht, dass sie dabei nicht etwas gewannen, sondern verloren. Die Parole »Zeigt euch! Werdet sichtbar!«, die viele Christopher-Street-Paraden begleitete, wirkt wie eine subtile Ironie angesichts der Tatsache, dass eben jene Straßenumzüge zu *Maskeraden* wurden, die die Beteiligten gerade nicht sichtbar werden ließen, sondern sie zu Ausstellungsflächen für Designerklamotten und zu Annoncen sexueller Verfügbarkeit umfunktionierten.

Diese »neue Körperlichkeit« müsste man demnach als einen Verlust der Selbstbestimmung über den eigenen Körper beschreiben: Hatte man früher eher keinen (spezifischen) Körper, so hat man jetzt einen, aber er gehört einem nicht mehr. Er ist jetzt Projektionsfläche für Idealmaße, er muss trainiert, »bewusst« ernährt und modisch gewandet werden. Die schwulen Szene-Blättchen, die es meist kostenlos gibt, weil sie von der entsprechenden Lifestyle-Industrie über Anzeigen finanziert werden, unterstützen das, indem sie ebenfalls fast ausschließlich ewig-jugendliche Boy-Models zeigen, niemals aber die »gewöhnlichen Homosexuellen« mit ihren alltäglichen Abweichungen von Konfektionsgrößen und Schönheitsidealen. Auf einen liebevoll gemachten Fotoband à la Herlinde Koelbl mit Bildern von *wirklichen* Schwulen warte ich immer noch vergebens. Je rigider die Körper-Vorbilder der schwulen Kommerzkultur durchgesetzt werden, desto weniger schafft es der durchschnittliche Schwule heute, von sich so zu sprechen, wie es die feministische Bewegung als befreiend anstrebte: »Ich bin gut – ich bin ganz – ich bin schön!«⁴

Klingt das zu puritanisch und lustfeindlich? Dem Zeitgeist mag es so erscheinen, aber wenn man sich auf die Gefühle jener bezieht, denen es nicht gelingt, sich den herrschenden Idealmaßen anzupassen, dann wird klar, dass es nicht um einen schmallippigen Moralismus geht, sondern um die realen Schmerzen von Schwulen, die sich mit irrsinnigen Hungerkuren ablagen oder mit besonderer Aufbaunahrung die Spuren der HIV-Infektion zu verbergen suchen, die sich selten in die schwule Szene und schon gar nicht in die Sauna trauen, weil für sie der eigene Körper zum traumatischen

⁴ Elisabeth Moltmann-Wendel, *Das Land, wo Milch und Honig fließt. Perspektiven einer feministischen Theologie*, Gütersloh 1985, S. 158-169.

Gebiet geworden ist. Für sie ist die Besetzung ihrer Körper kein Phantasma, sondern wirkliches Leiden.⁵

Die schwule Theologie hat sich damit bisher wenig befasst⁶; sie wirkt insgesamt eher körperlos und kümmert sich lieber um geistige und geistliche Belange. So setzt sie (mehr oder weniger unbewusst) die alte Dichotomie von »Fleisch« und »Geist« fort, die doch gerade theologisch kritisiert und »geknackt« werden müsste. Auch die Potentiale einer kritischen Schöpfungstheologie und Anthropologie sind bisher noch kaum entdeckt worden. Während es für die feministische Theologie von Anfang an unumgänglich war, über Körperlichkeit zu reflektieren, weil Frauen auf ihre Körperfunktionen reduziert, ihre Körper enteignet und ihr Geist nicht ernst genommen wurden, stieß Schwule das patriarchalische Angebot nicht von vornherein ab: sich als »Geistwesen« mit Abstrakta zu beschäftigen, zu denen sie zunächst gar keinen körperlich-vitalen Bezug haben. Sie selber als Subjekte blieben dabei tendenziell unsichtbar.

2. Dominanzkultur

Dass die moderne Gesellschaft einzelne ihrer Gruppen nicht mehr grundsätzlich marginalisiert oder unterdrückt, sondern ihnen partiell Angebote zur Kooperation macht, beschreibt die feministische Sozialwissenschaftlerin Birgit Rommelspacher als einen wesentlichen Zug der Situation, in der sich soziale Bewegungen heute zurechtfinden müssen: »Das traditionelle Repressionsmodell, das relativ klar zwischen den Herrschenden und den Unterdrückten unterscheidet, ist im Zuge der Moderne immer mehr einer Struktur gewichen, in der sich die Macht in die gesellschaftlichen Instanzen und die normativen Individuen selbst hineinverlagert. Der Sitz der Macht ist weniger klar auszumachen, die Machtverhältnisse werden unübersichtlicher und unsichtbarer. Jede und jeder wird zunehmend Subjekt und Objekt von Macht. Es ist nicht mehr eindeutig zu bestimmen, wer die Macht in der Hand hat, und noch weniger lassen sich die Machtverhältnisse in eine Rangordnung bringen, die genau festschreibt, welches der Hauptwiderspruch ist und welches die Nebenwidersprüche. Die Omnipräsenz der Machtverhältnisse, ihre Vieldimensionalität wie auch ihre relative Unsichtbarkeit sind so zentrale Merkmale dessen, was hier als Dominanzkultur bezeichnet wird.«⁷

⁵ Vgl. etwa den beeindruckenden persönlichen Bericht »Vom Kopf auf die Füße stellen, und dazwischen ist vieles zu entdecken«, in: WeSTh 9 (2002/3), S. 263-270.

⁶ Eine Ausnahme ist, wie so oft, Michael Brinkschröder, vgl. zu dieser Frage unter anderem seinen schönen Aufsatz »Die Frömmigkeit im Café Glück«, in: WeSTh 9 (2002/1), S. 58-65.

⁷ Birgit Rommelspacher, *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht*, Berlin 1998, 2. Aufl., S. 23.

In einer Gesellschaft, in der der repressive Staat von einer Dominanzkultur abgelöst wurde, so die These, wird zunehmend jede und jeder *zugleich Subjekt und Objekt von Macht*. Das heißt, eine weiße Frau in unserer Gesellschaft mag weiterhin Diskriminierungen und Benachteiligungen seitens der männlichen Seilschaften ausgesetzt sein, sie wird aber eher einen Job bekommen als ihre schwarze Mitbewerberin. Während sie durch den herrschenden Sexismus benachteiligt sein mag, kann sie – im Fall dieses Beispiels – vom herrschenden Rassismus profitieren. Sie erfährt also nicht *nur* Benachteiligung, sondern hat auch Anteil an den Privilegien der Macht; sie ist nicht nur Opfer, sie ist auch Täterin. Wenn sie darüber hinaus auch lesbisch ist, kann sich die Situation noch einmal drehen – je nachdem, ob sie offen lesbisch lebt oder nicht. Sie hat also auch nicht nur *eine* eindeutige Identität, sondern, wie Rommelspacher das nennt, »multiple Identitäten«.

Es liegt auf der Hand, dass das für Schwule in westeuropäischen Gesellschaften analog beschrieben werden kann. Was aber sind die Konsequenzen für die Einschätzung der eigenen Situation, wenn offen lebende Schwule inzwischen manchmal leichter eine Wohnung bekommen, weil sie keine Kinder haben, oder einen Job bekommen, weil sie flexibler und belastbarer sind als ein Familienvater? Wie kann man die Situation eines nicht offen schwulen Priesters beschreiben, der Anteil an klerikaler Macht hat (gesellschaftlich herausgehobene Stellung, sicheres Einkommen, Rederecht in diversen Situationen), der aber sein Schwulsein angstvoll versteckt wie in den sechziger Jahren und die freiheitlichen Früchte der schwulen Emanzipationsbewegung nicht genießen kann?

Gewiss kann man in den aufgezählten Fällen nicht mehr einfach von Opfern der Diskriminierung sprechen. Dass die Stilisierung einer solidarischen schwulen Gemeinschaft, die sich zusammen gegen Repression zur Wehr setzt, nicht mehr realitätstauglich ist, ist von schwulen Aktivisten seit geraumer Zeit bemerkt worden. Immer ungenierter genießen Schwule ihre Anteile an Privilegien der Dominanzkultur und fühlen einerseits sich als Sieger einer Entwicklung, die sie nur zum Teil selbst erkämpft haben, in der sie aber andererseits zu einem sicheren Posten in den Kalkulationen der Freizeit- und Lifestyle-Industrie geworden sind.

Ich möchte das an dieser Stelle gar nicht moralisierend diskutieren. Es ist nichts prinzipiell Verwerfliches daran, sexuelle Freiheiten und auch Wohlstand zu genießen. Es wird nur zugleich immer schwieriger, die eigene Lage richtig einzuschätzen und zu verstehen, *wer man selber ist*. Die Gefahr besteht, dass man zunehmend zu einer Funktion im vielfältigen Herrschaftsgefälle der Dominanzkultur wird und nicht multiple Identitäten, sondern tendenziell gar keine Identität mehr hat – also auch keinen Ansatzpunkt, sich gegen das Hineingenommenwerden in Opfer- und Täterstrukturen zu wehren und die Scheinliberalität gesellschaftlicher

Institutionen zu erkennen. Denn Herrschaft totalisiert sich gegenwärtig, indem sie in die Individuen hineinverlagert wird.

Die schwule Theologie partizipiert insofern an der Dominanzkultur, als sie sich auf traditionell männlich-herrschaftliche Arbeitsweisen einlässt, nämlich auf die tendenziell subjektlose bzw. abstrakte Auseinandersetzung mit der überkommenen theologischen Tradition. Denn damit hat sie Anteil am etablierten wissenschaftlichen Primat des Geistes vor dem Körper. Könnte sie sich davon etwas lösen, dann wäre sie durchaus in der Lage, einen wichtigen Beitrag zu leisten zu einer klareren Situationsbeschreibung der schwulen Subjekte in der Dominanzkultur. Die theologischen Konzepte von Sünde und Schuld, Nächsten- und Feindesliebe, Solidarität und Hingabe etc. sind möglicherweise besser geeignet als vieles andere, das Blindsein für einander und für unsere gesellschaftliche wie globale Situation Schritt für Schritt abzubauen.

3. Schmerz Erfahrungen

Indem die Dominanzgesellschaft ihre Unterwerfungsforderungen mit dem Genuss von Privilegien der Macht koppelt, fördert sie die Tendenz, den Schmerz der Unterwerfung weniger stark wahrzunehmen. Im kirchlichen Bereich kann so etwa die Mitarbeit in Gremien, die Ausübung von Gemeindeämtern oder von Funktionen im Gottesdienst zu Prestige und Insiderwissen verhelfen und so den Schmerz der kirchlich-theologischen Geringschätzung lindern. Christliche Schwule haben aber darüber hinaus noch weitere Strategien der Niederhaltung von Schmerzempfindungen entwickelt:

- Vielleicht ist die bereits erwähnte Beschäftigung mit theologischen Abstrakta ein Reflex, sich um die konkret erfahrenen Beleidigungen und Erniedrigungen sowie um die geistige Kolonialisierung durch die traditionelle Sündentheologie nicht zu sehr kümmern zu müssen.

- Wahrscheinlich ist auch die beliebte Beschäftigung mit David und Jonathan oder mit »Jesu Lieblingsjünger« ein Versuch, sich in einer Tradition zu beheimaten, die Schwulen gegenüber ansonsten kalt und stumm ist. Diese m.E. untauglichen homoerotischen Projektionen vermitteln die Illusion von Geborgenheit in einer Schwulen gegenüber eigentlich abweisenden Tradition. Hält man sich an Johannes & Co., wird man nicht protestieren und schreien, sondern eher melancholisch werden.

- Eine noch weiter gehende Umkonstruktion der kompletten Kirchengeschichte ist wohl John Boswell sel. A. unterlaufen.⁸ Er hat auf vielen hundert Seiten Belege zusammengetragen, die zeigen sollten, dass die christliche Kirche über weite Strecken gar nicht homosexualitätsfeindlich war,

⁸ Vgl. vor allem sein Werk »Christianity, Social Tolerance, and Homosexuality«, Chicago/London 1980.

und berichtet von schwulen Bischöfen und Heiligen und ihrem anerkannten, respektierten kirchlichen Leben. Leider ist das alles zu schön, um wahr zu sein, denn Boswell ist dabei weitgehend unkritisch identifizierend mit Konstruktionen des Sodomitischen, des Abweichenden und des (Homo-)Sexuellen umgegangen. Auch gegenwärtig finden sich immer wieder Autoren, in deren Augen fast die komplette Geschichte des Christentums eine schwule Veranstaltung gewesen sein soll, von Jesus und Paulus angefangen bis hin zu (mindestens) sämtlichen Päpsten etc. Die Sehnsucht nach Anerkennung und Beheimatung, die diese Sichtweisen speist, ist offensichtlich, aber es ist eine Sehnsucht, die den zugrundeliegenden Schmerz meist verleugnet – oder ihn sehenden Auges einfach nicht aushalten könnte.

Um nicht missverstanden zu werden, will ich hinzufügen, dass es mir nicht darum geht, diese Umgangsweisen mit der christlichen Tradition und der Kirche zu verurteilen. Die Kirchen (auch die evangelischen, wenn man genauer hinsieht) sind weiterhin nicht sehr wohnlich für uns, und es ist schwer, seine Gottesliebe in einer tendenziell doch feindseligen Gemeinschaft zu realisieren. Da können solche Hilfskonstruktionen, wie ich sie aufgezählt habe, manchmal eine Krücke sein, auf der man mit der großen Herde doch noch mithumpeln kann.

Das Fatale an dieser Schmerzvermeidung ist aber, dass man etwas Wichtiges von sich selbst, nämlich seinen Schmerz, nicht kennen lernt und dass man sich selbst damit in der Folge immer fremder wird. Wie aber sehen dann unsere Gebete aus, wenn sie Gott für einen schwulen David danken, wenn sie aber nicht klagen können über die eigene Heimatlosigkeit, über die Erfahrungen der Erniedrigung? Wie sieht dann unsere Frömmigkeit aus? Und wie unsere Theologie?

Authentische Theologie entsteht aus der Erfahrung des Schmerzes. Ohne diese Erfahrung ist sie nur ein Wiederkäuen der Tradition. Für die schwule Theologie wünsche ich mir deshalb, dass wir mehr zu uns finden, zu unseren Erfahrungen, zu unserem täglichen Leben. Von dort aus sollen wir über Gott reden, nicht zuerst von der Tradition aus. Die Tradition kann ein Gesprächspartner sein, wenn wir uns darüber klar geworden sind, wie wir leben, was uns fehlt und wo wir Gott brauchen.

Für die feministische Theologie formulierte Dorothee Sölle sel. A. das so: »Die feministische Theologie entsteht, wie jede Befreiungstheologie, aus erfahrener Verwundung; sie wächst aus der Zerstörung, die dem Leben von Menschen angetan wird, die dem Leben von Frauen angetan wird, sei diese ökonomisch, politisch, sozial, physisch, intellektuell, psychisch legitimiert. Diese Theologie macht Verstümmelungen sichtbar. Sie entsteht unter Frauen, die sich ihrer Lage bewusst werden und Schritte zur Veränderung tun, ausbrechen aus den Konventionen der herrschenden Theologie und ihrem Arrangement mit der Macht.«⁹

⁹ Dorothee Sölle, Gott befreien aus den Gefängnissen seiner Namen – Gegen

Für die schwule Theologie heißt das: Ohne unsere Verwundungen zu kennen und ohne sie zur Sprache zu bringen – ganz gleich, ob sie uns von der Gesellschaft, der Konsumindustrie oder von der Kirche zugefügt wurden – werden wir auch nicht gut sagen (und spüren!) können, wie Gott uns aufruft, nicht zu verzagen, wie Gott uns tröstet, wie Gott uns Mut und Kraft gibt. Dazu müssen wir unsere Unsichtbarkeit loswerden (unsere verstümmelten und besetzten Körper nicht mehr verbergen) und unsere Blindheit abbauen (sehen, wo wir kollaborieren und wo wir betrogen werden) – und uns nicht fürchten, unsere Schmerzen kennen zu lernen. Gott konnte nur den Israeliten, die die Knechtschaft in Ägypten als einen dauerhaften Schmerz empfanden, einen Weg in die Freiheit weisen. Solange wir so tun, als sei bei uns alles in Ordnung, hat Gott keine Chance.

1. johannes 4 vers 18

Die vollkommene liebe lese ich in dem buch
 treibt die furcht aus
 solange ich denken kann wollte ich wissen
 was die vollkommene liebe sei und wo sie zu finden
 und stolperte über meine füße
 immer wenn ich meine ich könnte meine ängste nennen
 dann finde ich unter der letzten eine allerletzte versteckt
 und hinter der allerletzten von gestern kommt eine andere hervorgekrochen
 wie dumm über die eigenen füße zu stolpern
 wie feige nicht alle im eigenen haus lebenden zu kennen
 auch die unvollkommene liebe sag ich mir
 treibt und treibt aus
 viele ängste doch nicht genug
 über deine stimme könnte ich zumindest das sagen
 daß sie bestimmt ist und warm
 und austreiberisch

(Dorothee Sölle)¹⁰

Norbert Reck, katholischer Theologe und Publizist, Redakteur der deutschsprachigen Ausgabe der Zeitschrift *CONCILIUM*. Veröffentlichungen u.a.: *Im Angesicht der Zeugen. Eine Theologie nach Auschwitz* (Mainz 1998); *Abenteuer Gott. Den christlichen Glauben neu denken* (Darmstadt 2003). E-Mail-Adresse: norbertreck@t-online.de

himmlische und irdische Herren-Macht, in: J.B. Metz u.a., *Diagnosen zur Zeit*, Düsseldorf 1994, S. 33-50, hier S. 36.

¹⁰ Dorothee Sölle, 1. johannes 4 vers 18, in: dies., *spiel doch von brot und rosen. gedichte*, Berlin 1981, S. 66.